

Sehr gute Geister

Dem Betrachter auf Augenhöhe begegnen:
Der Bildhauer Hans Hemmert stellt mit seiner Kunst
Fragen, die aufs Herz zielen. Ein Treffen in Berlin.

Von Johanna Adorján

Manche Künstler sind größer als andere. Hans Hemmert zum Beispiel ist 1,78 Meter, 22 Zentimeter trennen ihn von zwei Metern. Das ist deshalb erwähnenswert, weil er einmal die wunderschöne Idee hatte, alle Personen in einem Raum auf diese Scheitelhöhe zu bringen. „Level“ hieß diese Arbeit, die Hemmert 1997 in der Berliner Galerie Gebauer zeigte. Alle Besucher schnallten sich dafür himmelblaue Plateausohlen unter ihre Schuhe, die sie jeweils auf zwei Meter brachten. Beim anschließenden Zusammenstehen konnte man sich endlich einmal wirklich auf Augenhöhe unterhalten, was bestimmt interessant war, weil es natürlich etwas mit Beziehungen zwischen Menschen macht, wer zu wem aufsehen muss, wer auf wen herabsieht. Es gibt Untersuchungen darüber, dass größere Menschen mehr Geld verdienen und auch öfter Führungspositionen bekleiden. Es ist also nicht nur eine lustige Idee gewesen, die Hemmert hatte, sondern ein zutiefst demokratisches soziales Experiment.

Seit ein paar Jahren erfährt diese Arbeit im Internet ein unverhofftes Revival. Wieder und wieder werden Fotos dieser nunmehr bald 30 Jahre zurückliegenden Veranstaltung auf Tiktok und Instagram geteilt und tausend-, hunderttausendfach geliked. Im Zuge dessen bekam die Arbeit auch irgendwie einen neuen Namen: Als „Same Height Party“ geht sie nun um die



„Ein Spritzer Humor ist bei meinen Arbeiten schon immer dabei“, sagt der Künstler Hans Hemmert.

FOTO: PRIVAT

Welt. „Total irre, was da abgeht“, sagt Hemmert, in diesem Moment gerade tief vornüber gebeugt, weil er sich zu Vorführrücken in seiner Berliner Wohnung seine eigenen Plateausohlen von damals anschallt. „Auf einmal kennen Klassenkameradinnen meines Sohnes diese Arbeit. Die sagen, was, das ist dein Papa?“ Er richtet sich auf und schiebt sich die schwarze Hornbrille auf die Stirn. Hemmert ist dünn und dunkel gekleidet. Wie ein schwarzer Strich auf zwei himmelblauen Klötzen

steht er in seinem Wohnzimmer, das zugleich auch ein bisschen Arbeitszimmer ist und die Küche, und blickt in die Ferne. Dann schüttelt er den Kopf, schiebt sich die Brille wieder auf die Nase und macht sich an den Abstieg. Hans Hemmert wurde 1960 in der fränkischen Provinz geboren. Katholisches Elternhaus, Vater Lkw-Fahrer, die Mutter stammte aus bauerlichen Verhältnissen. Als Erster seiner Familie besuchte er das Gymnasium und machte auf einem katholischen Internat Abitur. Gerne hätten seine Mutter gesehen, dass er Priester geworden wäre, erzählt er, doch er scherte aus, studierte erst Philosophie, dann bildende Kunst, Bildhauerei, wurde Künstler. „Ich habe immer zu meiner Mutter gesagt, Mama, so weit bin ich ja gar nicht davon weggekommen – auch als Künstler spreche ich ja über ganz grundsätzliche Sachen.“

Hemmert evoziert mit sparsamen Merkmalen einen ganzen Charakter

Seit 40 Jahren arbeitet er als Künstler. Gleich nach dem Studium gewann er den Förderpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung, seither, sagt Hemmert, konnte er immer von seiner Kunst leben. Einzelausstellungen führten ihn und seine Werke in alle Welt, nach Chicago, Mexiko, Paris ... Noch bis zum 13. Dezember ist im Kunstverein Ludwigsburg seine Ausstellung „Raumwende“ zu sehen, die Werke aus verschiedenen Schaffensperioden versammelt. Hemmert ist außerdem Mitglied des international erfolgreichen Künstlerkollektivs „Inges Idee“, das seit den frühen Neunzigerjahren Skulpturen für den öffentlichen Raum schafft. Zuletzt stellte „Inges Idee“ Anfang Oktober an der Berliner Gotzkowskybrücke ein Gespensterpaar auf, das deutlich Hemmerts Handschrift trägt. Es heißt „Gründer Geist“ und sieht aus wie ein Gespenst aus einem Kinderbuch: weißes Laken (aus Edelstahl), zwei Löcher für die Augen, fertig. Ein freundliches, ein paar Handbreit über der Erde schwebendes Gespenst, das ein zweites kleineres Gespenst ausführt, das deutlich ein Vierbeiner ist.

Der Künstler Hans Hemmert kann mit minimalen Merkmalen einen ganzen Charakter evozieren. Oft lösen seine Werke im Betrachter positive Gefühle aus. „Ein Spritzer Humor ist bei meinen Arbeiten schon immer dabei“, sagt Hemmert, der freundlich, nachdenklich und ernsthaft ist und während des Gesprächs nie sitzt, sondern steht oder auf und ab läuft und hin und wieder auch kurz mal weg ist, um irgendetwas zu holen, das er zeigen möchte, weil es gerade zum Thema passt. Zuletzt liegt ein hoher Stapel Bücher neben dem Aufnahmegerät. An vielen Stellen seines Wohnzimmers steht oder hängt etwas von ihm. Auf dem Fenstersims schmiegen sich drei kleine Gespenster aneinander, über einer Tür baumelt ein aus Buchstaben bestehendes Gebilde, dessen Bedeutung sich nur aus einem bestimmten Blickwinkel enthüllt. *Gott* ist dann auf einmal zu lesen, in Hemmerts Handschrift, bevor sich die Linien wieder im Abstrakten verlieren. An der Wand hängt prominent das Poster der letzten Inszenierung von René Pollesch an der

Volksbühne, der im Frühjahr überraschend starb. „Ja nichts ist ok“ steht darauf, in riesigen schwarzen Lettern.

„Im Philosophiestudium habe ich mich viel mit Nietzsche und Heidegger beschäftigt“, sagt Hemmert, „und da geht es viel um das Gegenüber. Wenn ich ein Gegenüber habe, ob das ein Gegenstand ist oder ein Mensch, spüre ich erst, dass ich existiere. Ich nehme an, deswegen baue ich Objekte. Die aber nichts mit Konsum zu tun haben, keinen verwertbaren Sinn haben, sondern poetisch sind.“ Anfangs schuf er noch ganz klassisch bildhauerische Objekte, etwa aus Autoteilen, die er zu Skulpturen zusammenlötete. Dabei sei es ihm um Kritik gegangen, sagt Hemmert. An Konsumismus, Kapitalismus, Neoliberalismus oder auch, ganz konkret, an der Fetischisierung des Autos. Mit den Jahren wandelte er sich

dann immer mehr zu einem Ideenkünstler, dessen Werke oft vergänglicher Natur waren, sich wieder auflösten, wegen Materialermüdung nicht konserviert werden konnten und heute oft nur noch auf Fotos existieren. Folgerichtig ist sein neues Lieblings-Werkzeug sein iPhone. Ein 11 Pro, „das erste mit der guten Kamera“, mit dem er für die Ausstellung in Ludwigsburg einen Kurzfilm gedreht hat, der insofern an seine Anfänge anknüpft, als es darin wieder ums Auto geht. Im Mittelpunkt steht ein Tesla, dem ein Mann mit Sense begegnet.

Hemmert wohnt mit seiner Familie – seine Frau und er haben drei Kinder, der Jüngste geht noch zur Schule – in einem Neubau nahe des Mauerparks, der genau dort steht, wo früher die Mauer verlief. Auf ihrer Straßenseite war Osten – auf der an-

deren Straßenseite war Westberlin. Jüngst brachte Hemmert unten an seiner Hausfassade eine Installation an, die auf die Geschichte dieses Ortes verweist. Dort prangt nun, weithin sichtbar, ein knallroter Koffer: Symbol dafür, dass hier, als mit dem Mauerbau begonnen wurde, viele ihre Habseligkeiten aus den oberen Stockwerken an Seilen hinunterließen und noch schnell über die Straße flohen, bevor es zu spät war. Eigentlich hatte Hemmert ein durchsichtiger Koffer vorgeschwebt, den man auch hätte beleuchten können, aber das wäre viel zu teuer gekommen. Schlussendlich ließ er den Hartschalenkoffer eines Bekannten, rot wie er war, aus seinem Wohnzimmer ab und befestigte ihn an der Fassade. Nun hängt er dort: Eine fröhlich leuchtende Aufforderung an Vorbeikommende, sich zu fragen, warum.



Er wollte etwas körperlich so Beeindruckendes schaffen wie die Skulpturen von Richard Serra. Nur verwendet er gelben Latex statt Stahl: „O.T. (gelber Ballon passend zu Bierkasten), 1998.

FOTO: HANS HEMMERT, VG BILD-KUNST, BONN 2024

Hemmerts berühmtestes Werk sind wohl seine Ballons. Ihre Geschichte beginnt Mitte der Achtzigerjahre, als Hemmert, damals Kunststudent und auf Studienfahrt in New York, zum Rückflug verspätet zum Flughafen kam, upgegradet wurde und in der Business Class und dort neben einem kernigen Typen zu sitzen kam, der zufälligerweise dasselbe Baudrillard-Buch las wie er – Hemmert auf deutsch, der Mann auf Englisch. „Darüber kamen wir ins Gespräch“, erzählt Hemmert. „Wir quatschten die ganze Nacht, und es wurde immer klarer, dass der sich total mit Kunst auskannte. Irgendwann fragte ich: Are you an artist too? Zeigt er mir seine Boarding-Karte: Richard Serra.“ Der Amerikaner, da schon ein Superstar der Kunstszene, war auf dem Weg zu einer Ausstellung von sich in der Nationalgalerie. Er fragte Hemmert, ob der nicht zufällig einen Job brauche, er suche noch Assistenten. Hemmert verneinte. „Ich sagte ihm, Richard, I already have a job. Ich fuhr damals Taxi.“

Er ist einer der Glücklichen, die sich an ihren eigenen Werken erfreuen können

Hemmert sah dann Werke von Serra und war überwältigt. „Das macht körperlich etwas mit einem, wenn man in einer Serra-Skulptur drin ist. Die Größe. Und dass das schief ist. Da kann man richtig Magenschmerzen kriegen.“ Er wollte auch etwas körperlich so Beeindruckendes schaffen. Aus diesem Wunsch erwachsen schließlich Hemmerts Ballon-Arbeiten, die zwar von Richard Serra beeinflusst sein mögen, aber das sieht man ihnen nicht an. Sie bestehen aus gelbem Latex und so viel Luft, dass sie teilweise einen Galerieraum fast ausfüllen. Die größten von ihnen waren neun Meter hoch. In kleinere Exemplare ließ er sich einkleben und hatte dann 15 Minuten Zeit – so lange reichte innen der Sauerstoff – in seiner Ballon-Verschalung irgendetwas anzustellen und sich dabei fotografieren zu lassen. Mal hielt er einen Kasten Bier. Mal seine damals noch ganz kleine Tochter Julie. Mal bestieg er eine Leiter. Oder er tanzte zum Siebzigerjahre-Disco-Hit „Shame, Shame, Shame“ von Linda & The Funky Boys, wovon sich im Internet ein Video findet: rührend und plump zugleich bewegt sich da ein mannshoher gelber runder Ballon immer zuversichtlicher im Takt.

„Ich finde das einfach so was von witzig“, sagt Hemmert, als er sich Fotos davon in einem Buch ansieht, das einmal zu einer Ausstellung von ihm im Folkwang-Museum Essen erschien. „Hier, wie ich da den Bierkasten hochhebe. Oder hier, wie ich auf die Leiter steige – da sieht man meine Hände und ich stehe da drauf wie so ein kaffeescher Käfer... Das hat so eine Grundpoesie, wie gute Literatur.“ Er ist einer der glücklichen Menschen, die sich an ihren eigenen Werken erfreuen können.

Ein paar Tage später wird ein Fotograf für ein japanisches Magazin Fotos davon machen, wie Hemmert, seine Frau, ihr Sohn und noch zwei Bekannte alle mit hellblauen Sohlen zwei Meter groß die Straße herunterlaufen. Deswegen stehen ein paar Sohlen gerade im Wohnzimmer herum. Hemmert hofft nur, dass es dann nicht regnet, weil das dem Material, Styrodur, nicht gerade zuträglich wäre. „Größe spielt für einen Bildhauer eine ganz wichtige Rolle“, sagt er. „Überhaupt für uns Menschen. Du hast deine Größe und mit der stehst du der Welt gegenüber. Das ist die Perspektive, die du hast.“ Er hat seine Brille in diesem Moment wieder auf der Stirn, mitten drauf, wie für ein drittes Auge, und er hält sein iPhone in der Hand, das er geholt hat, um seinen Tesla-Film zu zeigen. „Als Künstler geht es mir im Grunde immer um eine große Frage. Nämlich: Wie bin ich in der Welt?“ Seine Arbeiten versteht Hans Hemmert als Einladung an den Betrachter, sich dazu etwas zu denken. „Er muss nicht, aber wenn er es tut, wäre das doch schön.“

Fluch des schönen Gesichts

Wie stellt der Film Menschen mit Behinderung dar? Die Körperhorror-Satire „A Different Man“ mit Marvel-Star Sebastian Stan hält der Filmbranche den Spiegel vor.

Der Blick in den Spiegel wird für den erfolglosen Schauspieler Edward zum Schicksalsmoment: Als er an einem kleinen Hautfitzelchen an seiner Schläfe zupft, löst sich ein ganzer Lappen von seinem Gesicht. Immer rabiater reißt er daran, bis sich schließlich großflächig sein gesamtes Gesicht abschält – wie eine schlecht sitzende Maske, blutig, schmatzend und unwiederbringlich.

Der amerikanische Filmemacher Aaron Schimberg inszeniert diese Metamorphose als groteske Wiedergeburt, von der Edward glaubt, dass sie all seine Probleme lösen und ihn zum titelgebenden „A Different Man“ machen wird. Denn was sich da im Gesicht des Mittdreißigers löst, sind die Wucherungen einer Neurofibromatose – einer chronischen Erkrankung, die Tumore an Gesicht und Körper bildet, gutartig, aber unkontrolliert und zumindest nach gängigen Schönheitsidealen: entstellend.

In Edwards früherem Leben starteten ihn alle auf der Straße an, Casting-Direktoren schauten unangenehm berührt, und seine Nachbarin Ingrid hatte sich nur zu Recherchszwecken für ihr neues Theaterstück mit ihm angefreundet. Edward fühlte sich ausgenutzt und trotz der vielen Blicke unsichtbar. Bis eine medizinische Studie die Heilung versprach – und das neue Gesicht zum Vorschein kam.

Zunächst sieht auch alles nach einem Erfolg aus. Mit den Geschwüren scheint Edward auch die Depression von sich abgestreift zu haben. Unter den Hautfetzen kommt fast Model-Schönheit zum Vorschein, die ihm ein neues Leben und eine neue Identität ermöglicht. Er nennt sich DIZigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

nun Guy, macht als Immobilienmakler Karriere und genießt die neue Aufmerksamkeit: die neidischen Blicke der Männer, die anzüglichen Avancen der Frauen.

„To become the new flesh, you first have to kill the old flesh“, so formulierte es David Cronenberg 1983 in seinem verstörenden Körperhorror-Film „Videodrome“ – das alte Fleisch muss sterben für das neue. „A Different Man“, auf körnigem Film gedreht, sieht aus, als sei er in derselben Welt angesiedelt – und wechselt ebenso fließend zwischen den Genres: Körperhorror, Film noir, Gesellschaftssatire.

Denn nichts ist gut natürlich. Das alte Fleisch mag tot sein, aber Edward kann nicht aus seiner Haut. Wie ein Bumerang kreiselt seine Vergangenheit mit all ihren Unsicherheiten und traumatischen Erlebnissen zu ihm zurück. Der Körperhorror seiner Metamorphose, das wird schnell deutlich, war nur der Anfang eines viel größer angelegten Mindfucks.

Zu diesem Zeitpunkt ist nicht einmal die Hälfte des Films vergangen, und was Aaron Schimberg hier nun anzettelt, lässt sich schwer beschreiben, denn es ist, als würden die Meta-Ebenen und Diskurse, die sich unausgesprochen durch „A Different Man“ ziehen, miteinander Pingpong spielen.

Ausgangspunkt ist Schimbergs Entscheidung, die Rolle Guy/Edward mit dem amerikanischen Schauspieler Sebastian Stan zu besetzen, bekannt als „Winter Soldier“ aus dem Marvel-Universum. Als Edward trägt er zunächst eine dicke Schicht Make-up, reißt sich dieses während der Metamorphose vom Gesicht und zeigt

dann als Guy seine superheldenhaft geschnittenen Gesichtszüge.

Spätestens hier entsteht beim Zusehen Hirnjucken – und genau darauf zielt der Film ab: Dürfen Schauspieler ohne körperliche Behinderung Figuren mit körperlicher Behinderung darstellen? Die Frage steht nicht nur jenseits der Leinwand im Raum, sondern Schimberg dreht das Ge-

dankenkarussell auch auf der Handlungsebene eine Runde weiter: Guy stolpert in das Casting für ein Theaterstück seiner ehemaligen Nachbarin Ingrid. Der Titel: „Edward“, die Story – sein altes Leben.

Gesucht ist ein Darsteller mit einem „nicht perfekten“ Gesicht. Guy spricht mit seinem neuen Model-Aussehen trotzdem vor, erhält die Rolle zunächst und spielt sie

mit einer Maske, die aus einem Abdruck seiner früheren Gesichtszüge entstanden ist. Aber dann taucht Oswald auf, ein weiterer Schauspieler mit Neurofibromatose, der sich anders als Guy aber nicht behandeln ließ, der cool zu seinem Gesicht und seiner Krankheit steht. Er macht ihm sowohl die Rolle als auch die Affäre mit Ingrid streitig – und jetzt ist der Wahnsinn für

Guy komplett. „Ich bin für diese Rolle geboren“, behauptet er immer wieder und glaubt es am Ende selbst nicht mehr.

Die Grenzen zwischen ehrlicher Repräsentation, Aneignung und Ausbeutung sind fließend, nicht nur in einer Branche, die spätestens seit #MeToo auf die harte Tour mit der eigenen brüchigen Identität konfrontiert wird. Es ist völlig unmöglich zu sagen, wer hier noch authentisch ist – und Schimberg lässt keine der Figuren jemals aussprechen, worum es eigentlich geht. Das macht den Film zur mentalen Tour de force.

Immer wieder fühlt man sich erlappt: im unbeholfenen Herumschwurbeln, im Suchen nach Begriffen für Ungerechtigkeiten, die man selbst mitverantwortet, im gut gemeinten, aber schlecht gemachten „Berücksichtigen“ von Randgruppen. Dass „A Different Man“ am Ende nicht in diesen Gedankenwolken verpufft, ist den Darstellern zu verdanken. Neben Sebastian Stan spielt der Brite Adam Pearson, der tatsächlich Neurofibromatose hat und ein Aktivist für den besseren Umgang mit seiner Krankheit ist, den Antagonisten Oswald, dem es an Selbstsicherheit nie zu fehlen scheint. Mit entwandtem Charisma und Witz macht er Schimbergs Ideenkonstrukt wieder zu einem Menschen aus Fleisch und Blut.

Sofia Glasi

A Different Man, USA 2024 – Drehbuch und Regie: Aaron Schimberg. Produktion: Christine Vachon, Vanessa McDonnell, Gabriel Mayers. Kamera: Wyatt Garfield. Mit: Sebastian Stan, Renate Reinsve, Adam Pearson. Verleih: Universal Pictures International, 112 Minuten.



Vertracktes Liebesdreiack: Sebastian Stan, Renate Reinsve und Adam Pearson in „A Different Man“.

FOTO: UNIVERSAL PICTURES